

Henning Pleitner

Von Kleinasien über Celle nach Tübingen und weiter ...

Diakonisches Werk und Hospizbewegung¹

Als im Sommer letzten Jahres ein Journalist einer Gesundheitszeitschrift in der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes anrief und Näheres über die großartige Hospizarbeit dieser Einrichtung erfahren wollte, stieß er damit auf einige Verwunderung. Denn bis zu diesem Zeitpunkt war man hier über Vorgespräche noch nicht hinausgekommen. Tatsächlich stellte sich die Anfrage dann auch als Irrtum heraus: der Mann wollte eigentlich mit der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart sprechen.

Heute kann die Hauptgeschäftsstelle schon zuversichtlicher Auskunft über die Hospizarbeit auf Bundesebene geben, denn im vergangenen Jahr ist viel passiert: Mittlerweile wurde eine Klausurtagung zum Thema „Hospiz“ durchgeführt und eine „Arbeitsgemeinschaft in der Evangelischen Kirche“ dazu gegründet. Die Einrichtung einer Projektstelle zur Beratung sowie die Durchführung eines wissenschaftlichen Projektes sind in greifbare Nähe gerückt.

Ob der Journalist damit allerdings zufrieden wäre, ist zu bezweifeln. Denn bereits vor einem Jahr war er der Meinung, daß die Diakonie schon längst etwas für die Begleitung von Sterbenden hätte tun müssen. Dieses Urteil beruhte auf Unkenntnis; denn diese Hospizarbeit hat bereits eine lange diakonische Tradition.

Die Sorge um Kranke und Sterbende, das Trösten der Trauernden samt der sozialen Hilfe für sie gehörten von Anfang an zur Kirche und ihrer Diakonie. Für die christlichen Gemeinden war entgegen den Zeitströmungen in vielen Jahrhunderten das Sterben und der Tod nie ein ausgeklammertes Gebiet. Die große Anziehungskraft des Christentums bestand darin, daß man wußte: Christus ist der Herr über Tote und Lebende (Röm 14,9). So ist der Beistand gerade für die Sterbenden, die allein gelassen wurden, eines der Markenzeichen der frühen Christen gewesen. Über den Einsatz der Christen während der Pestepidemien des Jahres 312 in Kleinasien wird beispielsweise berichtet: Sie „widmeten sich Tag für Tag der Pflege der Sterbenden und ihrer Bestattung – es waren deren Tausende, um die sich niemand annehmen wollte“ (Euseb, h.e. IX, 8,14).

Viele leben allein – und sterben allein

Aus diesen Anfängen ist eine Praxis entstanden, die über Jahrhunderte lebendig blieb und an vielen Orten bis heute Bestand hat: Die Schwerkranken wurden besucht, zu den Sterbenden wurde ein Pfarrer gerufen, die kirchlichen Trauerbräuche halfen den Hinterbliebenen in ihrer Trauer, in sozialen Notfällen wurde entsprechend geholfen. So gut dieses Hilfesystem zu Zeiten von zusammenlebenden Großfamilien und in überschaubaren Wohnsiedlungen funktioniert hat, so mußte es auch in den letzten Jahrzehnten vielerorts problematisch werden: Immer mehr Menschen leben gerade in den Großstädten heute allein – und wie sie gelebt haben, so sterben sie dann auch: einsam. Tod und Sterben sind aus unserem Alltag weitgehend verdrängt, bis in die Sprache der Traueranzeigen zeigt sich dies: Heute „entschläft“ man oder „wird erlöst“. Angehörige werden so angesichts des Sterbens von Verwandten oft zunehmend hilfloser, je näher der Tod rückt; Sterbende werden aus ihrer Lebensgemeinschaft – so sie denn eine hatten – abgeschoben.

¹ Aus: Diakonie. Theorien – Erfahrungen – Impulse. Themenheft „Hospiz – dem Sterben Raum geben“, Heft 4, Juli/August 1992, S. 240-243.

Diesen Entwicklungen möchten die Hospizgruppen nun auch seit gut zehn Jahren in der Bundesrepublik entgegenwirken: Tod und Sterben sollen wieder mehr ins Bewußtsein der Menschen gebracht werden, man organisierte Besuchsgruppen für Sterbende, machte Gesprächsangebote für Trauernde und versuchte, Modellstationen in Altenheimen und Krankenhäusern aufzubauen. Hier sollten die Sterbenden auf der letzten Station ihres Lebens einen gastlichen Raum, ein „Hospiz“ finden, in dem man sich Zeit für sie nahm und ihnen ihren letzten Weg so gut es denn geht erleichterte.

Die gesellschaftlichen Entwicklungen haben natürlich auch die Großstadtkirchengemeinden wie die diakonischen Einrichtungen nicht unberührt lassen können: Pfarrer erfahren oft erst mit der Todesnachricht vom Sterben eines Gemeindeglieds, auch in diakonischen Altenheimen wünscht man sich die oft nicht vorhandene Zeit, um die Sterbenden so begleiten zu können, wie es den eigenen Zielen entspricht. So sind denn in den letzten Jahren an vielen Orten Besuchsgruppen für Schwerkranke und Sterbende und Angebote für die Trauernden in evangelischen wie katholischen Kirchengemeinden entstanden. Und auch in vielen Alten- und Pflegeheimen und Krankenhäusern der Diakonie fühlte man sich weiterhin der christlichen Tradition der Sorge um die Sterbenden verpflichtet. Daher mußte die anfangs schroffe Kritik der Hospizbewegung gerade die Diakonie tief treffen: Hatten hier nicht schon viele Mitarbeiter über Jahre hin die ganze Kraft und oft noch mehr daran verwendet, den Sterbenden beizustehen?

Brauchen wir „Sterbekliniken“?

Der erste Kontakt zwischen Diakonie- und Kirchenvertretern und Hospizbewegung begann so Anfang der achtziger Jahre mit einem Mißverständnis. Man stritt sich um die unangemessene Frage: Werden eigene „Sterbekliniken“ gebraucht oder ist ein humanes Sterben auch in den bestehenden Einrichtungen möglich? Aus dieser Fragestellung resultierte die erste ablehnende Antwort der Diakonie an die Hospizbewegung, die bei vielen bis heute nachwirkt. Doch seit Beginn der achtziger Jahre ist die Entwicklung weitergegangen:

Die Hospizbewegung setzte immer stärker auf die Ermöglichung des Sterbens zu Hause, auf ambulante Begleitung und Schmerztherapie. Und auch seitens der Gemeinden und einzelnen diakonischen Einrichtungen merkte man: Es geht um mehr und vor allem um anderes als um die Einrichtung von Häusern für Sterbende.

Der erste große Schritt zur Revision der zunächst ablehnenden Stellungnahmen erfolgte durch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland (VELKD). Sie beschäftigte sich im Oktober 1988 im Rahmen einer Synodaltagung mit dem Thema „Sterbende begleiten“. Aus dieser Synodaltagung entstand eine Arbeitsgruppe „Hospiz-Bewegung“, die sich intensiv mit dem Thema befaßte. Diese Gruppe gelangte in ihrem Abschlußbericht 1990² zu dem Schluß, daß es der Hospizbewegung vor allem um ein bestimmtes Konzept der Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden geht, das in sehr verschiedenen Arbeitsbereichen umgesetzt und auch in schon bestehende Einrichtungen integriert werden kann.

Daß das Bemühen der Hospizbewegung um eine einführende Begleitung, um die Ermöglichung des Zu-Hause-Sterbens und um Linderung der Schmerzen durchaus dem Auftrag der Kirchen und ihrer Diakonie entspricht, wurde nun langsam deutlich. Von seiten der Hospizbewegung hatte sie der bekannte Mediziner Professor Johann-Christoph Student so formuliert: „Es geht bei den Hospizen eigentlich nicht darum,

² Veröffentlicht als: Arbeitsbericht Hospizbewegung. Texte aus der VELKD 39/1990.

neue Institutionen zu schaffen, sondern darum, alte Traditionen des menschlichen Umgangs mit Sterbenden wiederzuentdecken und sie in unsere veränderte Welt hineinzusprechen.“

So wurde nun langsam deutlich, daß Kirche und Diakonie sich der Hospizbewegung als eigenem Thema zuwenden müßten. Das galt um so mehr, weil sich die Hauptarbeit der Hospiz-Bewegung inzwischen im Raum von evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, von Caritas und Diakonie abspielte. An der „Basis“ hatte sich das Anliegen der Hospizler schon weitgehend durchgesetzt und so war es nur noch eine Frage der Zeit, wann sich Diakonie und Kirche auch in ihren Spitzengremien neu dem Thema zuwenden würden:

Die erste Konferenz evangelischer Hospizinitiativen

Die VELKD schloß ihre Arbeit mit der Durchführung einer „Ersten Konferenz evangelischer Hospizinitiativen“ im November 1991 in Celle ab: Durch die Vielfalt der hier versammelten Hospizmitarbeiter aus Diakonie und Kirche wurde deutlich, in wie vielen verschiedenen Arbeitsbereichen die Hospizidee inzwischen Fuß gefaßt hatte. Neben Mitarbeitern von Diakoniestationen waren ambulante Gruppen aus Kirchengemeinden vertreten, neben ökumenisch getragenen Schmerzstationen von Krankenhäusern waren Altenheimmitarbeiter und Krankenhauspfarrer anwesend. Und noch eins wurde klar: Die Hospizarbeit brauchte zu ihrer weiteren Entwicklung Anerkennung, Hilfestellung, Beratung, Information und auch Finanzhilfe durch eine immer noch zögernde Kirche. In einer in Celle einstimmig verabschiedeten Resolution appellierte man an das Diakonische Werk der EKD, die Beschäftigung mit der Hospizfrage weiterzutreiben.³

So konnte die Hauptgeschäftsstelle ein von der VELKD wohlvorbereitetes Erbe übernehmen. Der erste weiterführende Schritt bestand darin, die verschiedenen, an der Hospizarbeit interessierten kirchlichen und diakonischen Stellen sowie Repräsentanten verschiedener Arten der Hospizarbeit zu einer Klausurtagung zusammenzurufen. Das sah dann in der Praxis so aus: Je ein Drittel Vertreter aus der Leitungsetage von Diakonie und Kirche, aus den betroffenen diakonischen Fachverbänden wie Krankenhaus und Altenhilfe und schließlich aus Vertreterinnen und Vertretern der verschiedenen Hospizinitiativen selber. Bei der Planung war von vornherein klar: Dieses Treffen kann nur so weit führen, wie es möglich ist, alte Mißverständnisse zu überwinden und einen Konsens zwischen den verschiedenen Ausgangspunkten zu finden.

Klausurtagung „Hospiz“

Vom 18.-20. Februar 1992 fand die Klausurtagung „Hospiz“ des Diakonischen Werkes der EKD im Paul-Lechler-Krankenhaus in Tübingen statt. Der ebenso christliche wie weltoffene Geist dieses evangelischen Krankenhauses für Missionare und zugleich bekannten Ortes für Hospizarbeit scheint auf die Teilnehmer eingewirkt zu haben: Die eigentlich befürchteten und erwarteten Kontroversen blieben aus, ja man fand schnell zueinander. Manche Vertreter diakonischer Einrichtungen hatten erwartet, an den Pranger gestellt zu werden, weil man in ihren Einrichtungen nicht human sterben könne. Als aber den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung überraschend klar wurde, wie viele Felder der Diakonie und wie viele Gemeinden

³ Einen ausführlichen Bericht über die Geschichte der Beziehung zwischen Kirchen und Hospizbewegung gibt die von Peter Godzik erstellte Dokumentation „Die Hospizbewegung in der Bundesrepublik Deutschland“, Hannover 1992, in: „... daß Gemeinde zum Hospiz werde“, S. A 1 – A 52; auch erhältlich als: Texte aus der VELKD 47/1992.

hier ein Defizit empfinden und Wege suchen, es zu überwinden, da entspannte sich die Atmosphäre und mancher Vertreter der Diakonie mit ihr. Und je länger über die möglichen Formen und Bedingungen einer Unterstützung der Hospizarbeit durch Diakonie und Kirche nachgedacht wurde, desto mehr legte sich wohl auch der mitgebrachte Ärger manches Praktikers über „die da oben“. So wurde aus der Kontroverse schnell die Suche nach Möglichkeiten der Unterstützung der Hospizarbeit.

In einer von den Teilnehmern in den drei Tagen einmütig erarbeiteten fünfseitigen Erklärung wird noch einmal auf die vielen Formen und die unterschiedlichen Ausgangspositionen kirchlicher wie diakonischer Hospizarbeit hingewiesen. Und es wird auch ein ganzes Bündel von Empfehlungen gegeben, wie Diakonie und Kirche die Hospizarbeit auf Landes- wie Bundesebene fördern könnten. Gebraucht werden Hilfen bei der Ausbildung der Hospizhelfer, Informationsvermittlung, Fachberatung und nicht zuletzt Hilfen bei der Finanzierung dieser Arbeit. Da solche Empfehlungen allein noch kaum etwas bewirken können, wurde zugleich die Bildung einer „Arbeitsgemeinschaft“, die die Umsetzung und Begleitung der weiteren Arbeit gewährleisten sollte, beschlossen.

Neben diesen greifbaren Ergebnissen haben wohl gerade die Vertreter von Diakonie und ihrer Kirchen eines von Tübingen mit nach Hause genommen: Die Einsicht, daß gerade im Bereich der Hospizarbeit vieles von dem gelingt, was man sich sonst für Gemeinden wie diakonischen Einrichtungen wünscht. Hier arbeiten ehren- und hauptamtliche Mitarbeiter zusammen, hier ergänzen sich ambulante und stationäre Arbeit, hier kommen diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden zusammen, hier geht es neben dem zupackenden Helfen auch immer um die Fragen nach Sinn und Ziel allen Lebens.

Gründung einer Arbeitsgemeinschaft

Nachdem die gut 200 Seiten starke Dokumentation dieser Tagung „... daß die Gemeinde zum Hospiz werde“⁴ auf ein reges Echo gestoßen war, traf sich die in Tübingen gegründete Arbeitsgruppe am 14. Mai 1992 zum ersten Mal und konstituierte sich unter dem Titel „Arbeitsgemeinschaft in der Evangelischen Kirche – Begleitung Schwerkranker und Sterbender und ihrer Angehörigen in Zusammenarbeit mit den Hospizinitiativen“. Fast als ginge es darum, die jahrelange diakonische und kirchliche Bedächtigkeit im Umgang mit den Hospizlern wettzumachen, verständigte sich die neue Arbeitsgemeinschaft auch gleich auf die notwendigen Schritte zur Umsetzung der Tübinger Empfehlungen: Eine zunächst auf zwei Jahre angelegte Projektstelle beim Diakonischen Werk soll dazu dienen, die kirchlichen und diakonischen Hospizgruppen zu beraten und zu informieren und weiter Finanzierungsmodelle der Hospizarbeit zu erarbeiten. Ob dies aber je Wirklichkeit wird, hängt von der noch offenen Finanzierung ab. Es bleibt zu hoffen, daß die so schwungvoll begonnene Arbeit nicht dadurch ins Stocken gerät; denn für uns ist es deutlich: Hospizarbeit ist die Wiederentdeckung einer alten christlichen Tradition unter den veränderten Bedingungen der Moderne.

Ob der Journalist, der im letzten Jahr nachfragte, durch diesen Bericht über die Aktivitäten der Hauptgeschäftsstelle zufriedengestellt wäre? Journalisten sind meist kritische Leute, und so würde er vielleicht anmerken: „Solange hier nichts Greifbares eingerichtet worden ist, traue ich den Worten nicht über den Weg.“ Hoffen wir, daß er damit nicht recht behält.

⁴ „... daß die Gemeinde zum Hospiz werde“. Dokumentation der Tagung „Hospiz“ des Diakonischen Werkes der EKD, 1992 (205 S.), zum Preis von DM 15,- beziehbar über: Diakonisches Werk der EKD, Zentraler Vertrieb, Postfach 10 11 42, 7000 Stuttgart 10.